

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 25

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]
Autor: Poeck, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640711>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 25
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
22. Juni
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Im Juni.

Von M. Seefche.

Der Sommerabend geht leise, leise durchs Land,
Ueber der Schulter den Rechen und feiernd die müden Hände.
Mit klarem Antlitz grüßt er den Wanderer: „Der Tag ist zu Ende!
Wohl dir, wenn Arbeit er gab und Ruhe die Seele fand!“

Und der Wanderer, er sieht den Sommerabend ins Angesicht
Lange, lange. Es ist so still, so feierfroh still um die beiden.
Die Wiesen duften, der Tann greift ins müde verblässhende Licht,
Und die Schönheit mag aus der träumenden Welt nicht scheiden.

„Robinsonland“

Ein Roman von Wilhelm Poed.

13

„Nun fühle ich nicht mehr die Verpflichtung, Ihnen abzuraten. Ich habe jetzt tief in Ihre Ehe hineingesehen. Vielleicht heißt sie eine zeitweilige Trennung besser aus, als wenn Sie bei Ihrem Manne blieben.“

„Die Zeit muß es lehren. Wäre ich nur erst mit den Jungen auf der Hallig!“

„Was wird aus den beiden anderen?“ fragte Edleffen.

„Ach, der arme Karlsochen. Er wird's zu Hause, falls sie ihn hinübernehmen, nicht gut haben. Seine Mutter ist die zweite Frau.“

„Ist der Junge bössartig?“

„Ein gutmütiges, dummes Schaf. Und hängt so an Diek.“

„Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Nehmen wir ihn mit auf die Hallig.“

„Ja, wenn das ginge. Haben Sie denn so viel Platz?“

„Platz?“ Pastor Edleffen lachte. „Eine ganze Strohdachkaserne voll Platz. Ich habe ja das Haus von Broder Sievertsen gekauft, weil dessen Fennenteil durch die fortwährenden Abspülungen zu klein geworden ist. Auf dem Boden liegen meine Vorräte an Tischler- und Zimmerholz, in der Döns Kalk, Zement, Malerfarbe, Tapeten, Eisengeschirr. Und auf der Diele ist meine Werkstatt.“

„Na, das hätte ich mir ja natürlich denken können. Wen beschmieden, bemalen und betischlern Sie denn da? Wohl Ihre sämtlichen Gemeindeglieder?“

„Um — das ist vorläufig mein Geheimnis.“

„Darauf bin ich schon jetzt schrecklich neugierig. Aber dann ist für mich in dem Hause wohl kein Platz mehr?“

„Nein, Sie müssen zu Maite und Wabe ins Schulhaus.“

„Im Schulhaus? Warum wohnen die denn da?“

„Weil ich zugleich Schulmeister bin. Und das Pfarrhaus ist ganz voll Schwamm, gänzlich unbeziehbar.“

„Lieber Edleffen, so traurig wie die Veranlassung ist — aber auf Ihre Maite freue ich mich furchtbar!“

„Diese Freude dürfte eine gegenseitige sein. Aber am meisten freue ich mich. Denn nun kommt sie ja unter die Fittiche einer mütterlichen Freundin, und ich brauch mich nicht, wie ich sonst vorhatte, in Husum nach einer Pension für sie umzusehen.“

„Lieber Herr Edleffen“, sagte Frau Nautilus weich, „ich will nicht nur meinen Söhnen, ich will auch Maite eine Mutter sein, so gut ich es kann.“

„Dann bin ich ja eigentlich derjenige, der das beste Geschäft bei der Sache gemacht hat“, erwiderte Pastor Edleffen, mit einem Scherz über seine Bewegung hinweggehend. „Und fröhlicher, als ich gekommen bin, kann ich mich wieder zu meinen Hyperboräern flüchten. Das soll so schnell wie möglich geschehen.“

„Haben Sie denn gar kein Bedürfnis, sich ein wenig wieder mit der Großstadt anzufreunden? Denn die haben Sie doch lange genug entbehren müssen.“

„Ich?“ rief Pastor Edleffen erstaunt mit seiner allerlautesten Stimme. „Ich sollte die Großstadt entbehren? Nein, liebe Freundin, das sei ferne von mir. Entbehrt die Großstadt etwa mich? Sehen Sie mich mal genau an. Passe ich in Ihre Großstadt hinein? Haben ich und die Großstadt nach unserer beiderseitigen Figuration auch nur das geringste Verhältnis zueinander? Wenn ich mit meinem Leibe in eine Straßenbahn steige, fracht der Wagen, und die Fahrgäste springen vor Entsetzen von den Bänken. Wenn ich mit meinem Gesicht in ein Café trete, laufen die Kellner vor

mir weg. Wenn ich meine ehrlichen, allerdings etwas derben Halligstiefel auf eine Bürgersteigplatte sehe, plakt sie auseinander. Als ich das letzte Mal bei Dine in die Stube trat, war eine Frau Professor bei ihr zum Besuch: die rief „Acherjemine!“ und wäre um ein Haar in Ohnmacht gefallen.“

Frau Nautilus mußte trotz ihrer Bedrücktheit lächeln.

„Ja, wer Sie zum erstenmal sieht, muß glauben, das Geschlecht der Riesen sei wieder auferstanden.“

„Oder ein Berg mache ihm einen Besuch, nicht wahr? Ja, wer ist Schuld daran, daß die Menschheit Berge nicht mehr erträgt? Nur die Großstadt mit ihrer Klumpen-Menschheit und ihrer Straßen- und Warenhaus- und Mietwohnungs- und Fabrikshornsteinperspektive. Glauben Sie mir, verehrte Freundin, die ganze seelische Verkrüppelung der heutigen Menschheit kommt von der Großstadt. Mindestens aber die halbe. Einen Umschwung kann hier nur die Menschheit selbst herbeiführen. Der einzelne kann nur wenig helfen. Aber Sie und Ihre Jungen sollen auf der Hallig gesund werden!“

20.

Pastor Edleffen war wieder nach seiner Hallig zurückgekehrt.

Die Stimmung im Hause des Staatsanwalts stand völlig unter dem Einfluß der bevorstehenden Gerichtsverhandlung.

Das Vorgehen des Staatsanwalts hatte bei der juristischen Kollegenschaft eine geteilte Aufnahme gefunden. Der Oberstaatsanwalt hatte ihm unter vier Augen erklärt, er habe dabei an ein bekanntes Louvrebild denken müssen: Brutus, seine Söhne verurteilend. Seine Handlungsweise sei geradezu klassisch. Ueber die Verzögerung und sein Schwanken, die Nautilus freimütig bekannt hatte — allerdings ohne das „Phönix“-Angebot zu erwähnen — war der Vorgesetzte mit mild lächelndem Schweigen hinweggegangen. Die meisten älteren Kollegen bezeichneter die Anzeige ebenfalls als eine Mannestat. Unter den jüngeren fanden sich mehrere, die zwar nicht den Staatsanwalt, aber die betreffenden Gesetzesparagrafen verdammt. Der ganze moderne Flügel der Rechtsanwaltschaft verurteilte dagegen alle beide. Alle aber, vereinzelt Gegner ausgenommen, bewiesen ihm die aufrichtigste menschliche Teilnahme. Und sie war dem Staatsanwalt zu gönnen.

Die wie ein Dieb in der Nacht aufgetauchten Presseurteile über den Fall hatten damit begonnen, daß das bewußte Revolverblatt seine Anschuldigung: in dem anonymen Fall der vier jugendlichen Schwerverbrecher aus drei Familien der Gebildeten und Besitzenden solle Klassenjustiz im umgekehrten Sinne getrieben werden, mit den Klängen des tiefsten Bedauerns zu Grabe läutete. Es liege ein mit mildestem Auge zu betrachtender Jugendstreich vor. Andere Blätter errichteten aus diesem eine bürgerliche Tragödie. Man wisse nicht, ob die Söhne oder die Familien mehr zu bedauern seien. Dritte griffen zum Vergleich auf jenen Fall der vier verurteilten Proletarierjungen zurück und verlangten Revision dieses unerhört scharfen Urteilspruches. Der Blätterwald kam gar nicht wieder zur Ruhe.

Und somit taten diese gedruckten Inspirationen die Wirkung, die ihr geheimer Urheber, Guldnapfel, beabsichtigt hatte.

Als die Maschinerie der öffentlichen Meinung eine Zeitlang befriedigend gearbeitet hatte, packte Guldnapfel eine Anzahl Ausschnitte zusammen und schickte sie Frau Nautilus zu. In einem beigegefügteten kurzen Schreiben bat er, ihm ihr Urteil darüber gelegentlich mündlich mitzuteilen.

Frau Nautilus erbrach, nachdem sie es gelesen hatte, einen mit der gleichen Post eingegangenen zweiten Brief mit Geschäftsfirma. Er kam von dem ersten Modewarenhause der Stadt und ersuchte in höflichster Form um Begleichung eines seit dem 1. Januar ausstehenden alten Saldos in der Höhe von 875,50 Mark nebst Verzugszinsen vom Januar bis Juli. Gleichzeitig wurde um Bezahlung der Halbjahrsrechnung mit 405 Mark gebeten und ferner um diesmalige sofortige Begleichung der am 8. Juli gekauften beiden Gesellschaftsroben und verschiedener Kleinigkeiten in der Höhe von 950,85 Mark ersucht, da die Firma grundsätzlich nur mit Kontantregulierung arbeite und die früheren a-conto-Zahlungen nur aus ganz besonderem Entgegenkommen eingeräumt habe.

Frau Nautilus stutzte. Was war das? Sie zog die Schieblade ihres Schreibtisches auf und nahm zwei andere Briefe heraus. Darin baten ein Wäschegeeschäft und eine Delikateßwarenhandlung gleichfalls um sofortige Regulierung der Halbjahrsrechnung sowie Bezahlung älterer Rückstände. Es handelte sich um Beträge von etwa vierhundert und siebenhundert Mark, zusammen also um reichlich dreitausenddreihundert Mark.

Wie war so etwas möglich? Wie kamen diese Geschäftsleute mit anscheinender Verabredung plötzlich dazu, außer der Zeit alle ausstehenden Gelder einzukassieren? Und diese unvermuteten Rechnungen waren ihr sehr fatal. Wer wußte, ob nicht noch mehr nachkamen? Sie sah ihr Anschreibebuch durch und rechnete alle Konten der Kleinschulden auf. Sie erschrak. Auch die hatten sich zu für Beamtenverhältnisse recht erheblichen Grobtschulden ausgewachsen. Alles in allem schuldete sie jetzt ihren regelmäßigen Lieferanten etwa 4500 Mark.

Das war ein erschreckend hoher Betrag. Wie hatten die kleinen Schulden sich im Laufe der Zeit so hoch hinaufsummen können? Auch das war etwas Ungefundes. Klarheit von jetzt ab in allem. Also auch hierüber!

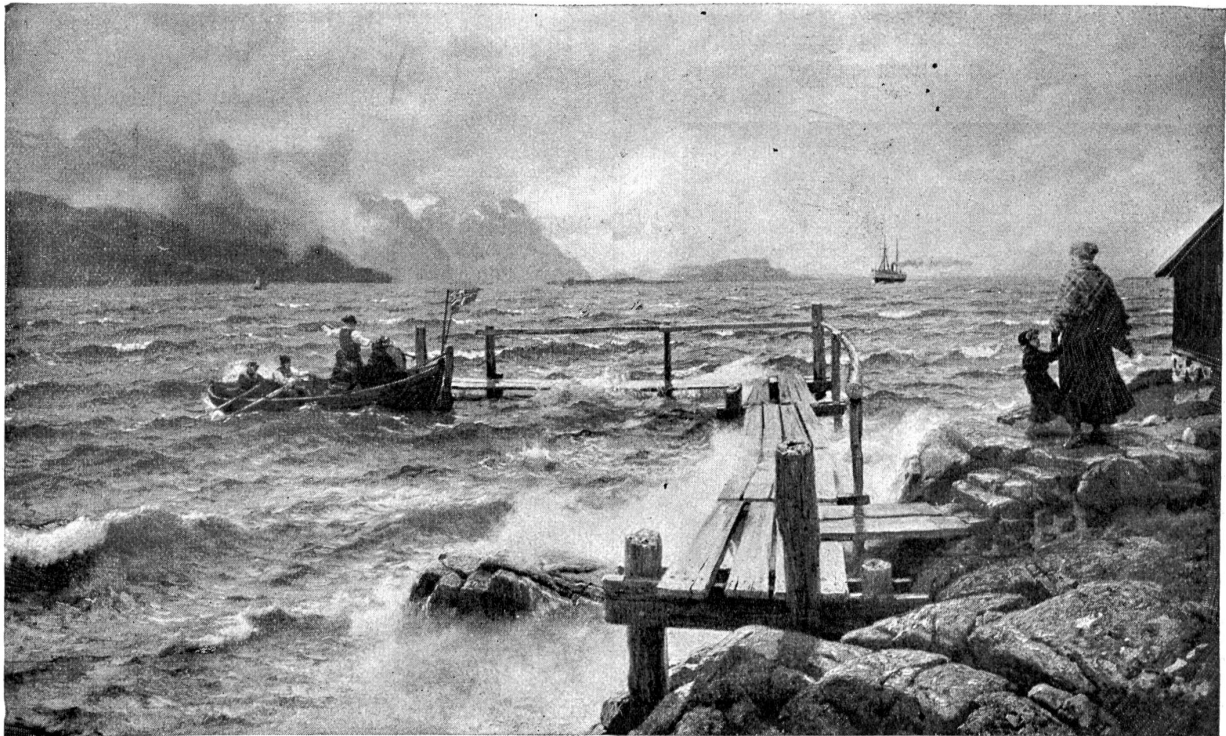
Nun, diese Klarheit war durch einiges Nachdenken schnell geschaffen. Die Nautilus, eine reinblütige, alte Beamtenfamilie, hatten es nie zu Vermögen bringen können. Vom Gehalt hätten die vornehme Sechszimmerwohnung, die Gesellschaften, das ganze jetzt auch in den höheren Beamtenkreisen üblich gewordene Ueber-den-Stand-hinaus-leben nicht bestritten werden können. Die Mehrkosten waren von den Zinsen ihres Vermögens gedeckt worden — soweit sie langten. Das übrige war man schuldig geblieben. So wie's jetzt in den meisten Beamtenfamilien gemacht wurde. Denn der Repräsentation konnte man sich nicht entziehen. In diesem Punkte hatte selbst ihr sonst so streng denkender Mann der neueren Zeitrichtung Zugeständnisse bewilligt.

Also auch hier wieder das Geld! Wie Zahlung schaffen? Wer konnte hier helfen oder einen guten Rat geben?

Guldnapfel!

21.

Guldnapfel empfing Frau Nautilus, wie immer, im Privatkontor und mit der ganzen zuvorkommenden Weise,



H. Gude: Norwegischer Sjord.

die er seinem kaufmännischen Wesen ihr gegenüber mühelos abgewann.

„Es freut mich, verehrte gnädige Frau, daß meine Presse Ihren Beifall findet. Ja, mehr kann man ja nicht tun. Für das übrige müssen wir weiter sorgen, wenn der Blitz eingeschlagen hat.“

„Ich habe schon damit angefangen, Herr Gildenapfel.“

Sie berichtete über das Abkommen mit Pastor Edleffen, und Gildenapfel sagte:

„Ich muß Ihnen das Kompliment machen: Sie sind über Nacht eine energische und selbständige Dame geworden. Sozusagen ein Charakter. Ich wünschte, es gäbe viele solche Frauen und Mütter, wie Sie plötzlich in sich entdeckt haben. Es wäre um manche Söhne besser bestellt. Also Sie wollen sich Ihrem Dick und Lambert auf der Hallig widmen? Heldenhaft! Und auch Karljochen Rosendaal mitnehmen? — Liebe, verehrte Frau Nautilius, ich hätte eine große Bitte. Verurteilt werden die Zungen ja nun mal zusammen. Nun sollten sie auch eigentlich auf ihrer Besserungsinsel zusammenbleiben. Könnten Sie es in diesem Falle über sich gewinnen, auch an ihm, meinem Peter, ein wenig Mutterstelle zu vertreten?“

„Ueber mich gewinnen? Herr Gildenapfel, was für ein Ausdruck! Das bin ich ja schon dem Andenken Lottes schuldig. Und jetzt auch Ihnen. Mit ganzer Freude und Hingebung will ich's tun, falls Pastor Edleffen Ihren Peter haben will. Aber das halte ich für sicher. Ach, das ist ein Ideal von einem Erzieher.“

„Wie gedenkt er die Zungen denn zu erziehen?“

„Zunächst wohl sehr streng. Zur Arbeit.“

„Körperlicher Arbeit? Land- und Handarbeit?“

„Das glaube ich. In allerlei Handwerk war er schon als Student Meister.“

„Nun, hoffentlich macht er sie dadurch nicht fürs Kontor unbrauchbar.“

„Ach, vom Kaufmannsberuf will Pastor Edleffen nicht viel wissen. Wenigstens nicht für meine beiden. Er glaubt, sie eignen sich nicht dazu.“

„Was sollen sie dann werden?“

„Er meint: was in ihnen steckt. ‚Werde, was du bist‘, sagt er.“

„Nun, allzu groß ist die Auswahl nicht mehr. Und wenn sie, wie Sie mir damals andeuteten, als wir darüber sprachen, später einmal über ein wenn auch nur bescheidenes Kapital verfügen können, so können sie es gerade als Kaufleute am allerersten zu einer angesehenen Position bringen.“

„Ueber dies Kapital möchte ich ein paar Worte mit Ihnen reden, Herr Gildenapfel“, sagte Frau Nautilius ein wenig gepreßt.

„Ich bin ganz zu Ihren Diensten, gnädige Frau“, erwiderte Gildenapfel gespannt.

„Oder eigentlich — über — über meine ganzen Geldverhältnisse.“

„Doch hoffentlich nichts Unerfreuliches?“

„In gewissem Sinne ja. Ich habe in den letzten Tagen, wie auf Verabredung, von meinen Lieferanten die Halbjahresrechnungen bekommen —“

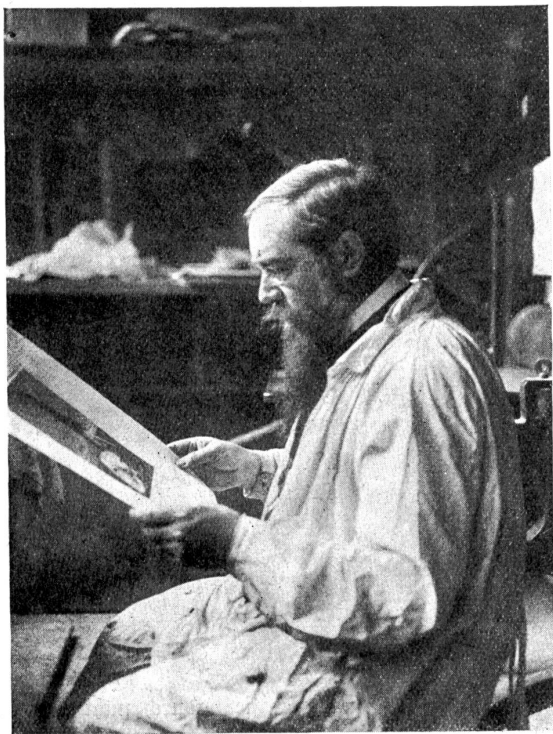
„Das Halbjahr ist ja auch um, gnädige Frau.“

„Ich muß wohl richtiger sagen: auch über Ausstände vom vorhergehenden Halbjahr“, fuhr Frau Nautilius etwas verlegen fort.

„Aha!“

„Ja. Wir haben es immer so gehalten. Ich kann gar nicht begreifen, warum all die Leute, als hätten sie einander zugewinkt, plötzlich ihr Geld haben wollen. Wir sind doch allerbeste und dabei absolut sichere Kunden.“

„O, das begreife ich sehr wohl“, sagte Gùldenapfel lächelnd. „Ihr Herr Gemahl hatte ja seine Entlassung bereits eingereicht. Es ist vom Bureau aus durchgesichert, daß



Porträt Hans Eggimann.

Sie plötzlich nach Berlin übersiedeln wollten, und nun haben sie sich vor ihrer vermeintlichen Abreise sämtlich gemeldet.“

„Nein, durchaus nicht. Das Entlassungsgesuch ist gar nicht aus dem Kuvert herausgekommen.“

„Dann wird er nachträglich mit seinem Vorgesetzten oder sonst jemand über die Sache gesprochen haben. Oder Sie selbst vielleicht, gnädige Frau? Im Geschäft?“

„Ach? Mit keinem Wort! Und er erst recht nicht. O, er ist ja jetzt so froh, daß er's nicht getan hat. Sein ganzer moralischer Halt und Trost ist ja jetzt der, daß er als makelloser und völlig pflichtgetreuer Beamter dasteht. Der Oberstaatsanwalt hat ihm ja — er glaubte mir das wiedererzählen zu müssen, als ob er auch mir eine Art Freude damit zu bereiten hoffte — sogar baldige Dekoration und Beförderung in Aussicht gestellt.“

„Sie meinen, das wäre nicht geschehen, wenn er dem Oberstaatsanwalt die Phönixangelegenheit erzählt hätte?“

„Nun, das können Sie sich doch selbst sagen, Herr Gùldenapfel. Die Vorwürfe, die er mir deswegen machte, hatte ich verdient.“

„O, auch mir hat er böse den Kopf gewaschen. Ja, das steht dann allerdings wohl fest, daß dieser Eierkuch um das Phönixsyndikat seinen amtlichen Charakter in ein anderes Licht gestellt haben würde. Aber gesprochen haben müssen Sie oder er bei irgendeiner Gelegenheit über die Angelegenheit.“

„Ja — doch. In Wittbün zu Pastor Edleffen. Der saß an unserm Tisch, als der Brief kam. Und nachher zu einigen Herrschaften, deren Bekanntschaft wir im Kurhaus machten. Aber nur ganz oberflächlich.“ (Fortf. folgt.)

† Hans Eggimann.

Von Hedwig Correvon.

Mit Hans Eggimann ist ein bernischer Künstler von uns geschieden, dessen Arbeiten nicht nur dem Augenblick gehörten, sondern in die Weite wiesen. Hans Eggimanns Leben vollzog sich äußerlich in ruhigen Bahnen. In der Stadt Bern aufgewachsen, durchlief er die hiesigen Schulen und machte sodann Studien als Architekt, welchen Beruf er jahrelang ausübte. Früh zog es ihn zur Kunst, und so waren denn die Aufenthalte in Dresden und Paris für dieses Gebiet seines Schaffens, dem er sich nach kurzem voll und ganz hingab, in erster Linie befruchtend. In Hans Eggimann bewahrheitete sich wieder einmal die Erfahrungstatsache, daß der Fond, den eine talent- und gemütvollte Mutter in ihr Kind legt, reichlich Früchte trägt. Wer kannte nicht Frau Eggimann von der „Pflistern“. Frühzeitig Witwe geworden, tat sie für ihre beiden Söhne alles. Sie übertrug namentlich Hans Eggimann so manche Gabe, die sie an sich selber bis an ihr spätes Lebensende pflegte und kultivierte, so namentlich die Musik, aus der Hans Eggimann immer und immer wieder schöpfte. Auch manche Gemütsgabe der Mutter wirkte sich in dem Schaffen des Künstlers aus, namentlich die Subtilität, mit der er an so viele Dinge herantrat.

Nun, da sein Lebenslauf vollendet ist, liegt das ganze Schaffen Hans Eggimanns vor uns. Es ist ungemein reich und reichhaltig und spiegelt den einerseits sehr differenzierten, andererseits klaren und gebildeten Menschen wieder. Eggimann wandte sich mit Vorliebe der Radierung zu. In vielen, vielen Blättern, die er schuf, kam immer und immer wieder der Architekt zum Durchbruch. Dies zeigt sich in der festen Konstruktion seiner Gebäude, seiner Lust, Bauten zu komponieren, hauptsächlich aber in der Vorliebe, Symbolisches in das Reich der Architektur zu ziehen. So entstand seine Schar Kreuzträger, die einen Monumentalbau erklettern und von denen ach, wie viele, an irgend einem Hindernis straucheln und stürzen. Architektur spricht auch aus verschiedenen Szenen: aus der Verleumdung, die sich inmitten eines Städtebildes gibt, aus der Plattform, an deren Fuß sich eine lustige Eifersuchtszene abzuspielen droht, in den Frühlingstürmen, die sich schwül an den Mauern eines Gartens brechen, in der Walpurgisnacht mit dem Hexenritt aus dem Stadtgemäuer, dem Emmentaler Bauernhaus, hinter dessen Dach eine düstere Gestalt hervorragt: der Reid. Mit Ausnahme von ganz wenigen Blättern zeigen die Bauten deutsche und niederländische Bauformen; hauptsächlich reizte ihn die deutsche Kleinstadt zur Darstellung von Anekdoten oder zu Symbolisierungen menschlicher Handlungen. Und trotzdem gibt er da, wo er sich heimlicher Architektur zuwandte, in der Illustrierung bernischer Gespenstergeschichten, sein Bestes.

Was aber echt Eggimann ist, das ist das lustige und sorglose Fabulieren. Ueberall tauchen seine Fabuliergestalten auf, und persiflieren in lebenswürdigster Form irgend eine menschliche Schwäche oder einen Charaktermangel. Wer hat nicht schon den Paragraffenmenschen mit dem obligaten Zopf in irgend einer Amtsstube hängen sehen, wer nicht den Arzt, der den Tod am Kragen packt, im Zimmer eines Mediziners. Und die Gestalten, die dem Künstler, der stolz einen Gartenhag malt, zuschauen; der Kritiker, dessen Pegasus über Manuskripte und Notenblätter schreit, und noch so viele, viele andere. Aber das reizendste sind entschieden die Elfschen, und tanzenden Figürchen, die im Mondenschein, in der Sommerschwüle, über einem Flusse hüpfen. Dann läßt Eggimann die Landschaft den Hauptakzent abgeben: und da ist Eggimann entschieden am besten.

Eine lyrische Stimmung in der Radierung festgehalten: darin zeigt sich Eggimanns Künstlertum. In der Ferne die Spitze eines Kirchturmes, und auf der weiten Ebene ein Faun, der einem Elfschenpaar aufspielt — oder, wie in der „Sehnsucht“, ein nachtdunkles Wasser, in dem sich ein Kirch-